

Die Alterspflege wird auch in Zukunft auf Freiwilligenarbeit angewiesen sein : weg von der stillen Aufopferung - hin zur gesellschaftlichen Aufgabe

Autor(en): **Tremp, Urs**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **87 (2016)**

Heft 12: **Kosten am Lebensende : ist die teuerste Medizin, Pflege und
Betreuung die sinnvollste?**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-804240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Alterspflege wird auch in Zukunft auf Freiwilligenarbeit angewiesen sein

Weg von der stillen Aufopferung – hin zur gesellschaftlichen Aufgabe

Ohne Freiwilligenarbeit wäre das Gesundheitssystem unbezahlbar. Es wird auch in Zukunft nicht ohne sie gehen. Wie aber kann Freiwilligenarbeit gefördert werden? Wer soll sie leisten? Wird sie auf irgendeine Art entschädigt? Diesen Fragen haben sich Gesellschaft und Politik zu stellen.

Von Urs Tremp

Es geht um Menschen. Aber es geht auch um Zahlen. Und diese Zahlen werden bis auf die Stellen hinter dem Komma aufgeführt: Wer in einem Pflegeheim im Kanton Aargau 90 Minuten Pflege pro Tag benötigt, dem wird im kommenden Jahr die Versicherung 45 und die Gemeinde 28,40 Franken täglich bezahlen. Der Heimbewohner muss 21,60 Franken beisteuern.

So jedenfalls hat es das aargauische Gesundheitsdepartement vorerst aufgeschlüsselt. Ob es so kommen wird, ist unsicher. Die Gemeinden protestieren dagegen, dass sie einen Grossteil der steigenden Kosten übernehmen sollen. Wer welchen Anteil an den Kosten für die Pflege alter Menschen übernehmen soll, ist ein politischer Dauerbrenner.

Was dabei oft nicht erwähnt wird: Diese Modelle funktionieren nur, wenn ein Teil der Pflege- und Betreuungsleistungen von Menschen übernommen wird, die in kaum einem Rechnungsmodell oder einer Statistik vorkommen – von den freiwilligen Helferinnen und Helfern.

Mehr Bedürftige, weniger junge Freiwillige

Man geht wie selbstverständlich davon aus, dass mit zunehmender Zahl der pflegebedürftigen alten Menschen die geleistete Freiwilligenarbeit gleichfalls zunimmt. Die demografische

Entwicklung allerdings spricht dagegen: Zu Pflegefällen werden immer mehr Menschen. Es sind aber immer weniger jüngere Menschen da, die für solche Freiwilligenarbeit in Frage kommen. Renate Gautschi, Präsidentin der aargauischen Gemeindeammänner-Vereinigung, umgarnte darum im Rahmen der Aargauer Pflegekostendiskussion bereits vorsorglich die jüngere Generation: «Freiwilligenarbeit ist eine für beide Seiten dankbare Arbeit. Es gilt sie weiter auszubauen.»

Kann man Leute zu Freiwilligenarbeit verpflichten?

Nur wie? Soll sich im Pflege- und Betreuungswesen tatsächlich langfristig die Strategie der kurzen Heimaufenthalte durchsetzen, ist nicht nur ein Ausbau der ambulanten Angebote unumgänglich. Auch Nachbarschaftshilfe und Freiwilligenarbeit müssen gefördert werden. Aber kann man Leute zu etwas Freiwilligem verpflichten? Und wenn ja – wie?

In der Schweiz wird heute sogenannte unbezahlte Care-Arbeit (privat geleistete direkte Betreuungsarbeit für Kinder und Erwachsene) im Wert von über 80 Milliarden Franken geleistet. Es liegt in der Natur der Sache, dass sich jüngere Erwachsene in erster Linie um die Kinderbetreuung kümmern, Erwachsene zwischen 55 und 64 Jahren aber sind zunehmend eingebunden in die Pflege und Betreuung älterer und alter Menschen. 17 Prozent aller Frauen und 9 Prozent

aller Männer in diesem Alter leisten Freiwilligenarbeit in der Pflege und Betreuung alter Menschen. Meist handelt es sich bei diesen um die eigenen Eltern oder Schwiegereltern. Die Söhne und Töchter ersetzen zwar nicht das medizinische Fachpersonal, «aber sie können helfen», wie Markus Leser, Leiter Fachbereich Alter bei Curaviva Schweiz, sagt.

Sie helfen vor allem auch, dass die Kosten nicht ins Unermessliche steigen. Tatsächlich wird das Gesamtvolumen der «für

Söhne und Töchter ersetzen nicht das medizinische Fachpersonal, aber sie können helfen.



Aus dem «Tochter Album» von 1875: «Charlotte pflegt uneigennützig das kranke Fräulein Kühnemann».
Über Generationen war die freiwillige Pflegearbeit unentgeltliche Frauenarbeit.

Bild: Keystone/ Interfoto/Bildarchiv Hansmann

Gottes Lohn» geleisteten Pflege- und Betreuungsarbeit vom Bundesamt für Statistik auf 665 Millionen Stunden geschätzt (2013). Zum Vergleich: Im Gesundheits- und Sozialwesen wurden im gleichen Jahr total 853 Millionen Stunden gegen Bezahlung gearbeitet.

Die Pflege und Betreuung der eigenen Eltern in ihrer angestammten Umgebung ist im Alltag freilich oft schwierig und aufwendig. Und sie dürfte noch schwieriger werden. Nicht allein wegen der demografischen Entwicklung. Viele Söhne und Töchter wohnen heute nicht am selben Ort wie die Eltern. Und

>>

der Arbeitsort ist noch einmal ein anderer. Auch beim besten Willen sind Pflege- und Betreuungsarbeit nur mit Abstrichen am eigenen gewohnten (Berufs-)Leben zu bewerkstelligen. Ausserdem werden es künftig noch ausgeprägter Ein- oder Zweikind-Familien sein, deren Eltern alt und pflegebedürftig werden. Es gibt also auch innerfamiliär weniger Schultern, auf denen die Last verteilt werden kann.

Altenpflege und -betreuung werden allerdings auch künftig auf sowohl inner-, aber zunehmend auch auf ausserfamiliäre Freiwilligenhilfe angewiesen sein. Sie wird damit zwangsläufig aus dem Schattendasein altruistischer Aufopferung und familialer Pflicht heraustreten müssen. Das heisst: Freiwillige Hilfe bei der Pflege und Betreuung von betagten Angehörigen kann über kurz oder lang nicht mehr in erster Linie stille Selbstaufgabe von Ehegatten, Söhnen und Töchtern sein, sondern muss sinnvoll in ein Gesamtpaket von Pflege und Betreuung eingebunden und möglicherweise auch – wie auch immer – abgegolten werden. Wie solche Modelle konkret aussehen und wie Pflege- und Betreuungsaufgaben miteinander verschränkt sind und sich ergänzen können, zeichnet sich erst ab. Und vieles ist umstritten.

Entlastungsangebote für pflegende Angehörige

Im Kanton Solothurn hat das Parlament im November beschlossen, dass Angehörige, die alte oder demente Nahestehende pflegen, einen Teil der Kosten bezahlt bekommen, wenn sie diese teilweise in Tagesstätten betreuen lassen. Das soll die Betreuenden entlasten, aber auch Heimkosten einsparen. Die Freiwilligenarbeit wird so zu einem System, das die Säule Freiwilligenarbeit stärkt und gleichzeitig Kosten spart: «Heimeintritte können hinausgezögert werden», sagte während der Parlamentsdebatte der Sprecher der Gesundheitskommission. Und

Freiwilligenarbeit muss den Schatten altruistischer Aufopferung ablegen können.

die SP-Fraktionssprecherin meinte: «Pflegerische Angehörige arbeiten oft bis zur Erschöpfung. Für sie ist das Angebot ebenso sinnvoll wie für die Betagten selbst.»

Freiwilligenarbeit als Zukunftssicherung

In anderen Kantonen gibt es Versuche, Freiwilligenarbeit mit Guthaben zu entgelten, die die Arbeitsleistenden dereinst selbst wieder in Dienstleistungen für sich selbst einlösen können. Nur: Dieses System läuft quasi auf eine Bezahlung mit langfristigen Krediten hinaus. «Dieses System ändert die Kultur der Freiwilligenarbeit. Die Tätigkeiten füreinander werden formalisiert. Die Freiwilligenarbeit erhält ein Preisschild: Ich leiste

etwas und erhalte einen Gegenwert. Dies entspricht nicht der Definition von Freiwilligenarbeit», sagt zum Beispiel Käty Hofer, Gemeinderätin und Vorsteherin Soziales und Gesundheit in der Zuger Gemeinde Hünenberg, zu einem entsprechenden Vorschlag im Kanton Zug. «Zudem ist schwer abzuschätzen, ob die heutige Helfergeneration ihr Guthaben in 20 oder 30 Jahren einlösen kann. Das System

muss also über eine sehr lange Zeit aufrechterhalten bleiben, unter Umständen auch mit öffentlichen Geldern.»

Tatsächlich wird, wenn künftig von Freiwilligenarbeit die Rede ist, genau definiert werden müssen, was man darunter versteht. Gabriela Schaller und Johannes Dörig, die pensioniert sind und als Freiwillige für den Entlastungs- und Hospizdienst Speicher-Trogen-Wald im Einsatz sind, sagen: «Der Mensch ist auch dazu geboren, seine Talente und Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen.» Will heissen: Was sie sich in ihrem beruflichen Leben als Pfleger, Lehrer und Mitarbeiterin im Kinderdorf Pestalozzi an Erfahrung angeeignet haben, wollen sie sinnvoll und freiwillig weiter nutzen. Sie leisten dabei Freiwilligenarbeit in der Freiwilligenarbeit. Ihre Betreuungsarbeit entlastet An-

Gemeinsinn braucht ein gesellschaftliches Klima

Nachbarschaftshilfe und Anteilnahme sind ansteckend. Das hat der US-Evolutionsbiologe David Sloan Wilson herausgefunden. Er hat in verschiedenen Grossstädten geforscht und festgestellt, dass in einigen Stadtteilen die Solidarität und gegenseitige Hilfe unter den Menschen ausgeprägter sind als in anderen. Dabei unterschied sich die Bevölkerungsstruktur in den verschiedenen Stadtteilen gar nicht wesentlich.

Wilson stellte fest, dass Menschen, die neu ins Quartier mit ausgeprägten nachbarschaftlichen Beziehungen zogen, sich dem Verhalten anpassten und gleichfalls zu aufmerksamen Nachbarn wurden. Umgekehrt sah in anderen Stadtteilen niemand einen Grund dafür, gegenüber den Nachbarn aufmerksam und hilfsbereit zu sein – die anderen sind es ja auch nicht. Was bedeuten Wilsons Erkenntnisse? Solidarität, Hilfsbereitschaft und gegenseitige Unterstützung können sich dort etablieren, wo ein entsprechendes Klima herrscht und wo es Vorbilder gibt. Wo Gemeinsinn nicht gelebter Alltag ist, sind auch gut gemeinte Initiativen zum Scheitern verurteilt.

Es ist erfolgversprechender, mit nachbarschaftlicher Hilfe ganz informell anzufangen, indem man den Mitmenschen mit

Freundlichkeit begegnet, sie nach ihrem Wohlergehen fragt. Nötig sind Aufmerksamkeit, Interesse und Zuwendung. So kann ein Klima der gegenseitigen Unterstützung, der Hilfeleistung und der Solidarität entstehen.

Bauplaner propagieren das altersdurchmischte Wohnen. Das ist freilich nur dann sinnvoll, wenn die Leute Aufmerksamkeit, Interesse und Zuwendung aufbringen für ihre Mitbewohnerinnen und -bewohner. Und nur dann ist es für alte Leute, die zum Teil auf kleinere Dienstleistungen ihrer Nachbarn angewiesen sind, auch empfehlenswert, dort einzuziehen. Nachbarschaftliche Hilfe muss Teil des Sozialsystems werden, wenn die Gesellschaft nicht gänzlich segmentiert werden soll. Es gibt dafür hoffnungsvolle Zeichen. Vor vier Jahren schon hat die deutsche Wochenzeitung «Die Zeit» eine «neue Hilfsbereitschaft» entdeckt: «Falsch ist offenbar der Eindruck, mehr Menschen würden in den Städten isoliert und desinteressiert nebeneinanderher leben. Eher gibt es einen neuen Sinn für Nachbarschaft, ein wachsendes Interesse am Menschen von nebenan.»

Was in Berlin funktioniert, sollte auch bei uns möglich sein.

gehörige von Schwerkranken, die an ihre Belastungsgrenzen kommen, sich aber oft schwer tun, Hilfe von aussen anzunehmen. «Betreuung innerhalb der Familie kann sehr erschöpfend sein. Wenn die Last auf mehrere Schultern verteilt ist, verliert sie an Schwere. Darum sollte sich niemand scheuen, in schwierigen Situationen an den Entlastungs- und Hospizdienst zu gelangen, dessen Inanspruchnahme ja mit keinen Kosten verbunden ist. Man sollte nicht warten, bis der Leidensdruck schier unerträglich wird», sagt Gabriela Schaller.

Tätigkeit ohne öffentliche Resonanz

Pflegerische und betreuende Freiwilligenarbeit ist heute zumeist noch eine Tätigkeit, die im Stillen und ohne öffentliche Resonanz passiert. Entsprechend fehlt es ihr an Renommee, sie wird auch kaum als Berufserfahrung gezählt, wenn man sich etwa um eine neue Arbeitsstelle bewirbt. Es ist also nicht allein die fehlende Zeit, sondern auch die mangelnde Attraktivität, die vor allem jüngere Erwachsene davon abhält, Nachbarschaftshilfe und Freiwilligenarbeit zu leisten. «Wer sagt, er habe sein Handicap im Golf verbessert, wird immer noch mehr bewundert als der, der im Spital demente Personen besucht», sagt der Arbeits- und Organisationspsychologe Theo Wehner von der ETH Zürich. Aber das müsse nicht sein. Bereits sieht er ein Zeitalter der Neubewertung von Freiwilligenarbeit heraufziehen: «Das Streben nach Selbstbestimmung und sinnvoller Beschäftigung nimmt zu», sagte er vor Jahresfrist in einem Interview mit der «Neuen Zürcher Zeitung».

Allerdings weist Wehner auf ein Phänomen hin, auf das auch eine Studie von Universität und ETH Zürich im vergangenen Jahr aufmerksam gemacht haben: «Freiwilligenarbeit ist ein gewisser Luxus.» Will heissen, sagt Wehner: «Man muss es sich schliesslich leisten können, gratis tätig zu sein, und das können nur die, die genügend verdienen.» Eine Frau, die er zum Thema Freiwilligenarbeit interviewt hat, habe ihm erklärt, sie würde diese Arbeit nicht mehr machen, wenn sie diese bezahlt bekäme. Der Grund: «Sie wäre erneut in einem Leistungskorsett, müsste sich mit anderen vergleichen, sich allenfalls weiterbilden – Ansprüche erfüllen, die ihr im Besuchsdienst, den sie macht, gar nicht wichtig sind. Sie bildet sich auch so weiter, aber in viel freierem Mass als in ihrem Erwerbsjob. Sie muss sich nicht überlegen, ob sie das noch zehn Jahre machen, ob sie damit eine Familie ernähren will. Sie macht etwas, hinter dem sie vollständig stehen kann.»

Freiwilligenarbeit steigert das Selbstwertgefühl

Freiwilligenarbeit sei «zum Nutzen anderer, sie steigert aber auch das Selbstwertgefühl und damit die eigene Lebensqualität», geben Männer und Frauen oft an, wenn sie zu ihrer Motivation für ihr Engagement in der Freiwilligenarbeit befragt werden. Dass diese Männer und Frauen statistisch häufig – und mit steigender Tendenz – junge Rentner sind, mag also nicht verwundern. Diese Menschen sind heute zumeist noch fit, haben oft keine oder nur geringe materielle Sorgen und spüren,

dass die Freiwilligenarbeit sie zufrieden macht und für die Gesundheit förderlich ist.

Das ist nicht allein subjektives Empfinden, sondern das hat die Studie von Universität und ETH Zürich bestätigt. «Diese Menschen haben weniger Stress, zeigen weniger eine Tendenz zu Burnout und haben insgesamt ein höheres psychisches und emotionales Wohlbefinden», heisst es dort. Allerdings gibt Romualdo Ramos, Hauptverantwortlicher der Studie, zu bedenken, dass es möglich sei, dass gesündere Menschen eher Freiwilligenarbeit leisten. «Die Gesamtheit der wissenschaftlichen Arbeiten deutet aber darauf hin, dass ein Zusammenhang in

beide Richtungen besteht – dass sich die beiden Faktoren also gegenseitig bestärken.»

So oder so gilt allerdings: Gerade jene Menschen, die vom positiven Effekt der Freiwilligenarbeit besonders profitieren könnten, können es sich nicht leisten, ohne Entgelt zu arbeiten: Arbeitslose, Migrantinnen oder Menschen mit psychischen Problemen. «Es wäre eigentlich erstrebenswert, dass man gerade

diese Minderheitsgruppen vermehrt in die Freiwilligenarbeit einbinden könnte», sagt Ramos.

«Das Streben nach Selbstbestimmung und sinnvoller Beschäftigung nimmt zu.»

«Freiwillige sind nicht einfach Altruisten oder Gutmenschen»

Zwar mag die Freiwilligenarbeit (noch) nicht das Sozialprestige haben, das ihr eigentlich zusteht. Aber für Menschen, die Freiwilligenarbeit leisten, hat sie sehr wohl soziale Folgen: Man gehört dazu, wird gebraucht, bekommt zumindest von den direkt Betroffenen Dankbarkeit zu spüren. In der Psychologie ist dies als «Selbstwirksamkeitserleben» bekannt. Der Arbeits- und Organisationspsychologe Theo Wehner hat denn auch festgestellt, «dass Freiwillige nicht einfach Altruisten oder Gutmenschen sind». Er würde sie zwar nicht gerade Egoisten nennen, «aber ich habe Leute gesehen, denen es ganz wichtig war, etwas zurückzubekommen für das, was sie tun».

Im Interview mit der «Neuen Zürcher Zeitung» plädiert er dafür, das kreative Potenzial der Menschen zu nutzen, sie anzuhalten, Freiwilligenarbeit zu tun, weil sie etwas ganz anderes ist als Lohnarbeit. «Es wäre eine grosse Veränderung, wenn Firmen zu ihren Mitarbeitenden sagen würden: Freiwilligenarbeit ist eine Ressource, seht zu, dass ihr nicht Woche für Woche acht Stunden täglich am Schreibtisch sitzt.» Und dann solle man unbedingt vermeiden, ähnliche Prozesse

Wer sich freiwillig engagiert, gehört dazu, wird gebraucht und spürt auch Dankbarkeit.

und Organisationsformen wie bei der herkömmlichen Lohnarbeit auch in der Freiwilligenarbeit einzuführen: «Eine Organisation wollte mit ihren Freiwilligen Mitarbeitergespräche durchführen. Sie dachte, sie tue damit etwas Gutes, werte die Leute auf. Die Leute aber weigerten sich und sagten: Ich bin kein Mitarbeiter. Wir können uns gegenseitig Feedback geben, ein Mitarbeitergespräch brauche ich nicht, das kenne ich vom Beruf. Das zeigt das enorme Bedürfnis von Freiwilligen nach Autonomie.»

Will heissen: Wer Freiwilligenarbeit leistet, will begleitet und unterstützt, nicht aber gelenkt und bevormundet werden. Welche Modelle für die Freiwilligenarbeit der Zukunft auch gefunden werden, dies muss unbedingt berücksichtigt werden. ●